

Erich Ribolits:

FLEXIBILITÄT

(Erschienen in: Dzierzbicka/Schirlbauer (Hg.): Pädagogisches Glossar der Gegenwart. Löcker-Verlag, Wien 2006, S. 120-127)

Hieß es noch vor zehn Jahren, dass nur wer schlüsselqualifiziert ist, eine Chance auf einen der auch damals schon zunehmend weniger werdenden Arbeitsplätze hat, so gilt heute Flexibilität als jene »Killerapplikation«, mit der die Ware Arbeitskraft unbedingt ausgestattet sein muss, um für die Einkäufer am Arbeitsmarkt attraktiv zu sein. Tatsächlich lassen sich derzeit auch kaum irgendwelche elaborierten Stellenangebote finden, in denen Flexibilität nicht als zentrale Forderung an die Bewerber formuliert wird. Und da die allgemein anerkannten Werte, Normen und Verhaltensweise heute generell weitgehend unhinterfragt aus den »Ansprüchen des Arbeitsmarktes« abgeleitet werden, ist die Forderungen nach Flexibilität zwischenzeitlich auch zu einer gesamtgesellschaftlichen Metapher avanciert. Aus allen Ecken und Enden der Gesellschaft tönen uns die unterschiedlichsten Billigvarianten jener, vorgeblich dem Fundus buddhistischer Lehren entstammenden Weisheit entgegen: Die Wandlung ist das Unwandelbare. Und nur wer in der Lage und bereit ist, sich dem propagierten permanenten Wandel flexibel anzupassen, darf hoffen, nicht bald als Verlierer – als jemand der froh sein darf, noch am Rand der Gesellschaft vegetieren zu dürfen – dazustehen.

Der allgegenwärtige Ruf nach Flexibilität steht in engem Zusammenhang mit den tief greifenden Veränderungen, die mit dem Übergang vom vorwiegend national agierenden, und in seinen Auswirkungen deshalb auch zu einem gewissen Grad politisch beeinflussbaren, zum neoliberalen globalen Kapitalismus einhergehen. Dementsprechend wurde der Begriff – obwohl Anfangs durchaus affirmativ verwendet, um damit die Auflösung verkrusteter bürokratischer Strukturen in der Gesellschaft und der mit Routine verknüpften industriellen Arbeitsorganisationsformen zu charakterisieren – zwischenzeitlich zu einem Synonym für den permanenten Zwang zur Anpassung an die Anforderungen der auf Kurzfristigkeit und raschen Wechsel angelegten postindustriellen Ökonomie. Das ursprünglich mit dem Begriff mitschwingende Versprechen vergrößerter menschlicher Freiräume hat sich inzwischen weitgehend in sein Gegenteil verkehrt. Die Hinweise auf den ständigen Wandel und der damit verbundene Appell nach Flexibilität haben einen drohenden Unterton angenommen. Flexibilität wird von den meisten Menschen heute damit assoziiert, sich Veränderungen beugen zu müssen, die ihrer Einfluss-sphäre völlig entzogen sind.

Das Gerede von der permanenten Veränderung ist auch kaum jemals mit Fortschrittsvorstellungen verknüpft – solche hat heutzutage offenbar sowieso nahezu niemand mehr. Der Glaube an eine selbst bestimmte Zukunft und daran, »die Verhältnisse« im Sinne irgendwelcher Utopien »zum Tanzen bringen« zu können, hat gegenwärtig sicher nicht Hochkonjunktur. Der Wandel, dessen Permanenz andauernd beschworen wird, hat nichts, aber auch schon gar nichts, mit der in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts propagierten Vorstellung einer »permanenten Revolution« zu tun. Für die heute allgegenwärtige Wandlungsmetapher steht nicht die Idee des (politisch) mündigen Menschen Pate, der kraft Vernunft und Reflexion in die Gestaltung der Welt eingreift, indem er sich den Widersprüchen der unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse stellt. Ganz im Gegenteil: Im allgegenwärtigen Ap-

pell zur Flexibilität verbirgt sich nichts anderes als der Abschied von der Vorstellung des Menschen als Souverän seines Daseins. Der Wandel, der als Rechtfertigung für den allgegenwärtigen Flexibilitätsanspruch erhalten muss, wird als unentrinnbares Schicksal präsentiert, als dem Menschen auferlegt und in diesem Sinn als einer, der von ihm demütig ertragen und annehmend bewältigt werden muss.

Die Begriffsbedeutung des Wortes Flexibilität entspricht auch genau einer derartigen Sichtweise von Veränderung. Der Begriff apostrophiert die Fähigkeit von Menschen, sich im Verhalten und Erleben wechselnden Situationen rasch anzupassen. Flexibilität leitet sich vom lateinischen *flectere* her, das später zum »flekieren« wurde, dem grammatikalischen Terminus für deklinieren und konjugieren – das »beugen« von Substantiv und Verb. Die ursprüngliche Wortbedeutung von *flectere* war auch beugen, biegen, wenden, lenken. Und Flexibel-Sein meint in seiner Anwendung auf menschliches Leben auch heute noch, sich den bestehenden Verhältnissen zu beugen, sich zu arrangieren, sich also an- und einzupassen ohne sich dabei selbst durch die kritische Reflexion dieser Verhältnisse zu behindern. Letztendlich geht es um ein durch Eigensinn nicht eingeschränktes Funktionieren innerhalb gegebener Vorgaben, um ein selbstloses Aufgehen in den Verhältnissen, zum Zwecke eines geschickten Nützens von Vorteilen. Mit der Forderung nach Flexibilität wird eine menschliche Lebenshaltung angesprochen, in der Nutzen über den Sinn gestellt wird.

Mit der Forderung nach Flexibilität wird das Aufgeben von (Eigen-)Sinn in seiner doppelten Wortbedeutung angesprochen. Denn auch wenn es im ersten Anschein dabei bloß um »geistige Beweglichkeit« geht, um den Appell, Starrheit und Starrsinn abzulegen, impliziert die Flexibilitätsforderung tatsächlich wesentlich mehr. Starr-Sinn ist ja nicht bloß eine »unpraktische«, das problemlose Leben erschwerende Haltung – wie das Wort schon bekundet, geht es dabei um das Festhalten an einem Sinnkonzept. Genau um das Entsorgen derartiger Vorstellungen einer selbst definierten Lebensausrichtung geht es aber im Zusammenhang mit der Flexibilitätsforderung. Nur wer seinem Eigen-Sinn entsagt – also aufgibt, sein Leben an einem selbst entwickelten Sinnkonzept auszurichten zu wollen – ist letztendlich wirklich in der Lage, sich vorgegebenen Strömungen und Kräften widerstandslos anzupassen und die daraus resultierenden Vorteile skrupellos zu nutzen. Wirklich flexibel – im Sinne des optimalen Funktionierens im Rahmen gegebener Vorgaben – kann nur sein, wer aufgehört hat, ein *re-flektiertes* Leben führen zu wollen, eines, dessen Gelingen sich an Prinzipien misst, die er selbst als richtig erkannt hat. Das Gegenteil von Flexibilität ist eben nicht Unflexibilität sondern Reflexivität.

Flexibilität umschreibt das Lebensprinzip der fortgeschrittenen Warengesellschaft, einer Gesellschaft, in der alles den Prämissen des Werts untergeordnet ist. Der Terminus „Wert“ hat seine Wurzel in der Nationalökonomie und beschränkte sich in seiner ursprünglichen Bedeutung bloß darauf, den Geldwert auszudrücken, den die Dinge auf dem Markt erzielten – ihren Preis. Erst nachdem die Menschen zunehmend gelernt hatten, Dinge nicht mehr in Bezug auf ihren Beitrag für ein gutes, sinnvolles Leben zu beurteilen, sondern bloß noch hinsichtlich ihres Marktwertes, bekam »Wert« um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch einen Platz in der Terminologie von Ethik und Politik. (Vgl. Lissmann 2005) Zwischenzeitlich haben wir uns – ganz im Gegensatz zum Appell in einem Text des österreichischen Liedermachers Wolfgang Ambros, wo es heißt: *„A Mensch mecht i bleib'n und i wü net verkauft werd'n wie irgend a Stück'l War', net alles was an Wert hot muass a an Preis hab'n, aber moch des amoi*

wem klar“, – längst daran gewöhnt: Was immer einen Wert hat, muss auch (s)einen Preis haben, bzw. umgekehrt: Was nichts kostet, ist nichts wert.

Und selbstverständlich muss, auch was als moralisch richtig gilt, durch das Nadelöhr des Profits. In einer Gesellschaft in der alles an (Verkaufs-)Quoten gemessen wird, entscheiden auch über die Frage von Richtig oder Falsch letztendlich Marktmechanismen. Es fällt heutzutage immer schwerer etwas als richtig, gut oder schätzenswert zu argumentieren, was sich am Markt nicht als nützlich, bzw. profitabel, erweist. Und umgekehrt avanciert Profit sukzessive zum selbstverständlichen Kriterium gesellschaftlicher Anerkennung. Die Folge ist z.B., dass jemand heute durchaus als »wertvoller« und gesellschaftlich geachteter Mensch gelten kann, auch wenn er »sein Business« als Pornostar, Waffenschieber oder Wirtschaftskrimineller begonnen hat – jedoch selbstverständlich nur, wenn er dabei auch »erfolgreich« war und es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hat. Und die noch fallweise vorhandene, durch irgendeinen »altmodischen« Moralkodex legitimierte Anerkennungsbarriere für »Gewinner«, denen das Blut der Opfer ihrer profitablen Geschäfte noch allzu deutlich an den Fingern haftet, wird täglich niedriger – es gilt eben auch im moralischen Urteil flexibel zu sein!

Aber noch aus einem anderen Grund ist es dringend erforderlich sein moralisches Fähnchen ständig neu zu positionieren: Wenn die Anerkennung von Dingen und Verhaltensweisen bloß noch eine Frage ihres Verwertungspotentials ist, also nur noch durch die Frage geklärt wird, welcher Profit mit ihnen einhergeht, ist diese auch von den durchaus wechselhaften und letztendlich unabschätzbaren Konjunktoren des Marktes abhängig. Das heißt ihr »Wert« kann – ähnlich Börsenkursen – an einem Tag hoch und ein paar Tage später auch wieder niedrig sein. Wer aber Werten »von Gestern« anhängt, ist nicht bloß unflexibel, er ist schlichtweg ein Ketzer! Wird nämlich das Gute, Richtige und Anstrebenswerte aus der Marktperformance abgeleitet, erlangt der Markt den Status einer transzendentalen Beurteilungsinstanz. Und so wie es in religiös ausgerichteten Gesellschaften als richtig gilt, dass demjenigen Verdammnis droht, der die vorgeblichen Vorgaben der göttlichen Instanz nicht befolgt, und in rationalen Gesellschaften derjenige, der sich den rational argumentierten Regeln nicht unterwirft, legitim für verrückt erklärt wird und die entsprechenden Folgen zeitigen muss, gilt in Marktgesellschaften jemand als Häretiker, der sich quer zur Marktmehrheit verhält.

Dem Marktgott in Form permanenter Anpassung zu huldigen impliziert somit auch, sich langfristig an nichts zu binden, an keine Idee, keine Traditionen, keine zwischenmenschlichen Beziehungen, an keinen Ort und an keine Moralvorstellungen. Das steht im krassen Gegensatz zur traditionellen, auch die Bildungsidee maßgeblich bestimmenden Vorstellung der gereiften Persönlichkeit, die mit einem stabilen, Ich-starken Charakter korreliert. Wie Richard Sennett in seinem bekannten Buch »Der flexible Mensch« ausführt, bezieht sich Charakter „insbesondere auf den langfristigen Aspekt unserer emotionalen Erfahrung. Charakter drückt sich durch Treue und gegenseitige Verpflichtung aus, durch die Verfolgung langfristiger Ziele und den Aufschub von Befriedigung um zukünftiger Zwecke willen“ (Sennett 2000, 11). Indem der flexible Kapitalismus ein Leben fordert, das durch Kurzfristigkeit, ständigen Wechsel, Tempo, Risiko, schwache soziale Bindungen und Distanz gekennzeichnet ist, untergräbt er nachhaltig Charaktereigenschaften wie Solidarität und Loyalität, die Menschen aneinander binden, ihnen im Gegenzug aber auch ein stabiles Selbstwertgefühl vermitteln.

Der postmoderne, flexible Kapitalismus zwingt Menschen in ein komplexes, sich ständig veränderndes Netz raumübergreifender, jedoch weitgehend oberflächlicher Beziehungen; wodurch die Herausbildung von Identität nachhaltig verhindert wird. Zwar suggerieren die Angebote der Marken- und Igemacher diese Lücke zu füllen, tatsächlich liefern sie jedoch bloß Surrogate, die selbst wieder den Konjunkturen des Marktes unterliegen. Flexibilität verwirklicht sich im *Protean Man*, dem Menschen, der – so wie es der Meergott Proteus der Sage nach konnte – jede Gestalt annehmen kann, sich dabei aber schlussendlich selbst nicht mehr kennt und somit identitätslos ist. Der flexible Mensch hat keinen konsistenten, klar umrissenen Charakter, er tritt in ständig wechselnden Rollen auf. Wie es der französische Philosoph und Analytiker der Postmoderne Jean Baudrillard ausdrückt, ist Privatsphäre für den postmodern-flexiblen Menschen „kein Schauplatz mehr, auf dem sich die Dramaturgie des Subjekts abspielt, das sich mit seinen Objekten herumschlägt“, er stellt kein Subjekt im klassisch-modernen Sinn mehr dar, sondern kann eher verstanden werden, als ein „Terminal, in dem zahlreiche Netze zusammenlaufen“ (Baudrillard 1987, 14).

Entsprechend positiv gewendet, heißt es dazu in einem auflagenstarken Ratgeber für „Manager der Postmoderne“: „Das Ideal der stimmigen, ja selbst der klassisch starken Persönlichkeit hat offenbar inzwischen ausgespielt. [...] Ähnlich das Ideal der »reifen« Persönlichkeit. Das heißt der stabilen, in sich ruhenden [...], die ihre Identität gefunden hat. Stattdessen erweist sich zunehmend der vormals »unreife«, adoleszente Typ mit seiner ständig wechselnden, experimentellen Identität als funktional für die schnell wachsenden Anforderungen der postindustriellen Gesellschaft.“ Die neuen beruflichen Anforderungen in der – wie es ganz unverblümt heißt – „Epoche pluralistischer Guerrilla-Konkurrenz“ erfordern den „kreativen Opportunisten“. Die Folge ist, – so wird die Entwicklung schließlich begeistert zusammengefasst – dass nun die „Wandlungsfähigkeit selbst zu einer Tugend wird, ganz unabhängig vom Inhalt, unabhängig davon, wofür man offen ist“ (Gebhard 1991, 38/12/11).

Die Not des flexiblen Menschen, sich – unter Androhung des Verlusts seiner Verwertbarkeit und damit seiner Überlebensmöglichkeit – ständig um Offenheit gegenüber den Marktkonjunkturen bemühen zu müssen, macht ihm jede Orientierung an logisch argumentierten Sinnzuschreibungen des Daseins unmöglich. Wie schon weiter vorne festgestellt, hebt die Flexibilitätsforderung damit auch die Hoffnung einer Veränderung der Verhältnisse in Richtung eines utopischen Idealzustands, völlig aus den Angeln. Im diametralen Gegensatz zum Bewusstsein der Moderne, in der die beiden bestimmenden Ideologien, die bürgerliche und die marxistische, die Welt in historischen, an »Fortschritt« orientierten Begriffen erklärt hatten, verliert sich im Flexibilitätsanspruch somit schlussendlich auch jede Sinnzuschreibung der Geschichte. Der flexible Mensch träumt nicht mehr den politischen Traum einer selbst gemachten Geschichte, er ist bloß noch damit beschäftigt, in seiner persönlichen Lebensgeschichte nicht unter die Räder des Marktes zu kommen.

Nur ein identitätsloser Nützlichling, der ständig den Erfordernissen seiner optimalen Verwertung selbst-los zuarbeitet, ist mit den Lebensverhältnissen kompatibel, in denen Gelderwerb das Überlebensprinzip ist, dem ein konkretes Leben nicht mehr gegenübersteht. In den Genuss der Belohnungen einer auf Flexibilität programmierten Gesellschaft kommt nur, wer sich permanent und so vollständig als möglich zu einer kauf- und verkaufbaren Ware macht. Fundamentale pädagogische Begriffe wie Freiheit,

Autonomie, Mündigkeit und Selbstbewusstsein werden unter derartigen Umständen letztendlich zu Anachronismen. Die Flexibilitätsforderung steht somit in geradezu diametralen Gegensatz zum Bildungsanspruch. Während sich Bildung am Individuum orientiert, das auf der Basis reflektierten Wissens imstande ist, sein Leben selbstbewusst und mündig zu gestalten, korreliert Flexibilität mit Fremdbestimmung, Entfremdung und Anpassung.

Literatur:

Baudrillard, Jean (1987): Das andere Selbst. Wien.

Gebhardt, Eike (1991): Abschied von der Autorität. Die Manager der Postmoderne. Wiesbaden.

Lissmann, Konrad Paul (2005): Bruder Müll. In Spectrum/Zeichen der Zeit, Die Presse/17.9.2005

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin.

Weiterführende Literatur:

<http://kulturkritik.net/Audiodaten/Sendungen/FlexiblerMensch.MP3>

Rifkin, Jeremy (2000): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Frankfurt a.M.